

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Peterle. Aus dem Leben eines Bauernjungen in der Kriegszeit.
Original-Erzählung für den Bauern-Vereins Kalender von Hans Brandeck

[urn:nbn:de:bsz:31-337685](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337685)



DER PETERLE

Aus dem Leben eines Bauernjungen in der Kriegszeit
Original-Erzählung für den Bauern-Vereins Kalender
von Hans Brandeck.

„Ja, das kann nit mehr so weitergeh'n, wir müssen den Kommler-Mathis freibekommen!“ sagte der Bürgermeister, als sich die Türe hinter er Bäuerein geschlossen hatte.

Der Ratschreiber nickte zustimmend. „'s ist nerkwürdig,“ meinte er dann, „die Mariann' isch so g'sund aus und doch ist sie's anscheinend nit, sonst tät ihr der Doktor nit so ein Zeugnis schreiben.“

Ihr Leiden ist wohl ein Erbstück. Der Fritz vom Waschehof, er ist ja ein Freund von mir s'wesen, hat sein Lebtag mit dem Herz z'tun s'habt, und der ist ihrer Mutter Bruder g'wesen. Du hast ihn ja auch noch kennt, Ratschreiber. Vor ein Jahr 7 oder 8 ist er g'storben wüßen im Stöckletal!“

„Freilich, hab' ich ihn kennt, den Bayerfrit. Er ist ja G'meindsrechner g'wesen im Stöckletal. Aber jung ist er nit mehr g'wesen, wie er g'storben ist, scheint mir. So an die Jahr fünfundsünfzig denk ich; hab ich recht, Bürgermeister?“

„Es bunt' so stimmen, er war zwei, drei Jahr älter als ich. Und grad so hat er's g'habt nit dem Herzen, wie jetzt die Mariann' sagt, daß ihr ist. Wenn ich ihn b'sucht hab', jedesmal hat er mir dasselbe klagen müssen. Die g'ringst Aufregung, und schwindlig isch ihm worden; er hat sich heben müssen am nächst besten Ding,

und wie halber ohnmächtig isch ihm g'wesen. Das ist ein ung'spassig Ding, wenn das Herz nit mehr recht will. Und der Mariann' glaub' ichs gern, daß sie den Hof nit mehr untreiben kann, wenn nit ihr Mann, und wärs nur bis zum Herbst, heimkommt.“

„Wills meinen! Wie sie den Bertl, ihren Knecht, auch noch g'holt haben und zu einem Armierungsbataillon g'steckt, da hat man ihr wohl zu einem Russ' verholfen, und wenn sie auch z'frieden ist mit dem und einen redlichen, schaffigen Mann erwischt hat, so isch halt doch niemand eigener. Und ihr Altester — wie alt ist er jetzt? Zwölf Jahr, denk' ich — ist ja noch ein Kind und sonderlich stark g'wachsen auch nit. Mir kommt er fast g'ring vor für sein Alter.“

„Om, ja, ein Ries' ist er nit, und immer blas, g'rad 's Gegenteil von seiner Mutter, die immer z'viel Blut im Kopf hat. Aber ein kuraschierter, heller Bub isch, das kann ich dir sagen. Bin vor Wochen zwei oder drei am Niederfeld g'wesen. Da ist gegen Abend der Oberlehrer auf seinem Spaziergang daherkommen und stehen blicchen. Wie wir zwei da eine Weil reden, kommt der Mariann' ihr Altester vor; beig'fahren, Gülle führen. „Wer tutz dir's Bräun'l, Peterle?“ frag' ich, denn das Ross hat gut ausg'sehn und glänzt wie ein Spiegel!“

„Ich selber, Herr Bürgermeister,“ hat der Bub stolz zur Antwort geben und lätschelt seinem Bräun'l kameradschaftlich den Hals und fahrt weiter. Das ist kein lächer, sag ich, und in der Schulp' g'wis' auch nit dumm. „Wills meinen,“ sagt der Oberlehrer und erzählt mir von dem Peterle, wie er ein heller Bub sei und brav dazu. Wenn er daheim nit so viel schaffen müßt', nun schon fast zwei Jahr, seit sein Vater im Krieg ist, wär' er sicher der Erste. Überhaupt im Denken küm' ihm keiner nach. Im Schreiben freilich, da tät's habern, das küm' daher, daß er daheim so schwer schaffen müßt', und wenns aus Schulend' ging, da fäh' man's ihm manchmal an, daß es ihm schwer fall', mitz'machen, und er, der Oberlehrer, hätt' schon manchmal gern mit der Marian' g'redet, man soll den Bub um seiner G'sundheit willen schonen, wenn er nit die Verhältnisse g'nau kennt hätt' und g'wisst, daß der Bub un-g'heißer so schafft und das Interesse selber dafür hat, daß er um 4 Uhr morgens aufsteht und abends als Letzter im Haus ins Bett geht!“

„So ein arm's, jung's Blut! Das ist auch ein Kriegsoffer!“

„Ja, und drum muß es g'lingen, daß wir seinen Vater, den Rommler-Matthias, heimbekommen. Mit ein paar Wochen Urlaub ist da nit gebient. Macht gleich die Reklamation und macht sie saftig, Ratschreiber. Ich will eine b'sondere Begründung drunter schreiben, und wenn ich übermorgen bei der Besprechung über die Viehabgab mit dem Oberamtmann z'sammen komm', will ich ihm die Sach' ganz ausführlich darstellen und ihn d'rum ersuchen, daß das Amt in dem Fall' beim Stellvertretenden Generalkommando ganz energisch auf vorläufige Erlassung und Zurückstellung dringt. Das ist da nötiger als in zehn andern Fällen!“

Das Heimwesen des Matthias Rommler, ein mittlerer Bauernhof, lag eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt; zum nächsten Haus waren es fünf Minuten. Das Wohnhaus war verhältnismäßig klein, und wenn es auch sauber anzusehen war, man merkte doch bei kurzen Vergleichen, daß der eigentliche Erbauer nur ein kleines Anwesen beisammen hatte. Seine Nachfolger müssen vom Glück begünstigt gewesen sein und den Hofbesitz vergrößert haben, das erwiesien die stattlicher aussehenden Nebengebäude, insbesondere die aus Gründen der praktischen Zufahrt nicht unmittelbar an die andern Gebäulichkeiten angeschlossene, ziemlich neue Heu- und Garbenscheune. Das Ganze lag in einer Art Mulde und konnte vom Dorfe aus nicht gesehen werden, wohl aber hatte man von den Fenstern des Wohnhauses aus eine

entzündende Fernsicht auf die südlüchen Hänge des Schwarzwaldes, auf die langgestreckten Zuraberge und auf die weiße Alpenkette.

Hier lebte also die Marianne Rommler mit ihren zwei Kindern, dem Peterle und der jüngeren Wärb. Als der Krieg noch nicht gewesen war und der Matthias mit energischem Wollen da die Zügel führte, da war auch die Marianne noch ein Kerl, spürte nicht viel von ihrem widerspenstigen Herzen und konnte mitschaffen, wie sich gehörte. Da ist Sach' genug gewesen auf dem Matthehof, und das Glück ist nicht jetzt spazieren gegangen in der Nähe des heimlich gelegenen Anwesens. — Aber halt den Krieg!

Grad zur selben Stunde, da der Bürgermeister in der Ratsstube den Peterle lobte, fuhr dieser mit dem ersten Wagen Heu heim. Das war Talsutter, und die Wiese, auf der es gewachsen, zählte zu einem fremden Bann. Bann man in der Gemarkung des höher gelegenen Dorfes Scheiblingen an den Heuschnitt gehen konnte, durften immer noch zehn oder vierzehn Tage verstreichen. Es war ein hoch geladener Wagen, und das Bräunel allein hätt' die Last nicht auf dem in gleichmäßiger Steigung an der Berghalbe emporziehenden Sträßchen fortbringen können; doch Bleh und Schudry, die beiden Dassen, waren ihm beigegeben, und die zwei Kerle schritten so gleichmäßig fort, daß der Peterle keine Einwendung machte, als der bärtige Russe Wassill auf dem Wagen kletterte und sich droben bequem in duftige Heu neben den Wiesbaum legte. Er selbst, der Peterle, schritt neben dem Dreiecksbann her. Von Zeit zu Zeit warf er besorgte Blicke nach der Heuladung empor. Denn war er in seinen Jahren auch noch kein Sachverständiger, so ist ihm doch nicht entgangen, daß der Aufbau nicht ganz einwandfrei gelungen. Er selbst hatte geladen mit seinen kurzen Armen. Wassill, der Russe, hatte „geben“ müssen. Der hätte auch kaum mehr Erfahrung gehabt im Laden; denn obwohl im weiten Gebiet der Beresina selbst ein Bauer, waren ihm doch hochbeladene Heuwagen fremd. Der russische Kleinbauer hat ja nur in Ausnahmefällen mehr als ein Köhlein und eine magere Kuh im Stalle. Das bißchen Heu für die Wintermonate hat der Russe gleich beisammen. Also der Peterle fürchtete, sein Kunstwerk möchte ihm zusammenrutschen, bevor es in Sicherheit gebracht sei. Aber es hielt, und wie er zum Hause hinfuhr, Abste er fröhlich mit der Peitsche. Da trat auch schon die Mutter unter die Haustüre. „Hast schönes Futter, Peterle. Und ein' rechten Wagen voll!“

„Ja, Mutter!“ sagte der Bub, und seine Augen leuchteten stolz.

Die Mariann' sah wohl, wie die Ladung bedenklich schief hing, und sie bangte, bis der Wagen glücklich in der Scheune stand. Wie aber dann der Knabe heraustrat, erhitzt und mit fliegendem Atem, da legte die Mutter ihre Hand auf des Jungen Scheitel: „Bist ein lieber, braver Bub, Peterle. Am Sonntag will ichs wieder dem Vater schreiben, was du alles schaffst und wie man dich zu allem brauchen kann wie ein'n Alten!“



Dann saßen der Bub und der Russe beisammen am Tisch und verzehrten ein Besper, um sich zu stärken auf die noch harrende Arbeit des Abladens und Verstackens im Heustock. Auch da half ihnen weiter niemand. Es war schon Zeit zum Melken, und die Magd mußte drum in den Stall. Die Mutter aber durfte bei ihrem derzeitigen Zustande nicht daran denken, irgendwelche Hilfeleistung zu machen. Schon die geringste Anstrengung verursachte ihr derartige Herzbelemmungen, daß sie todesbleich wurde und der Schweiß ihr auf die Stirne trat.

Wie sie dem kleinen Burschen aber zusah beim Essen, kam ihr wie schon manchmal in den Sinn, wie wenig der Knabe eigentlich von seinem Leben habe. In aller Frühe raus aus den Federn und gleich an die Arbeit, dann in die Schule und nach Beendigung derselben wieder schaffen bis in die finstere Nacht hinein. Hat sie selbst so eine Jugend gehabt, haben ihre Brüder sich so einspannen lassen müssen in das Joch der Arbeit? Gewiß nicht. Aber damals war halt nicht Krieg. Man mußte

freilich zu Zeiten auch tüchtig mithelfen im elterlichen Betrieb, aber da gabs doch wieder ein Ausspannen, da durfte man auch wieder Ruhe sein und Mädels, Kamerad und Kameradin! Nun, so Gott will, darf der Bub auch wieder mal sich selbst gehören und seiner Jugend. Der Krieg kann doch nicht ewig dauern. Und zudem, der Bürgermeister hat es ihr fest versprochen, daß er alles tun will, um den Mathis frei zu bekommen. Dann wirds wieder besser gehen. Freilich, ob's schon auf die Genet sein wird, ist fraglich. Und drum will sie alles aufbieten, um einen Mäher zu bekommen, kein Geld will sie scheuen, in der Zeitung will sie inserieren, im Schwarzwälder Boten, hohen Lohn versprechen und ein gutes Essen. Es muß einer her!

Aber es kam keiner. Trotz aller Bemühungen. Die Landwirtschaft hatte schwer, Arbeitskräfte zu bekommen. Und wären doch so nötig gewesen. — Also mußten der Bassili und der Peterle die Heuernte allein bewältigen. Der Russe war des Mähens kundig, und der zwölfjährige Schulknabe lernte es jetzt. Obwohl diese harte Arbeit für seine noch ungekräftigten Arme zu schwer war. Bibiane, die schon befahrene Magd, half beim Werwerfen und Wenden, rechte beim Laden auch nach, und so gings schon. Der Peterle freilich war am Abend so müde, daß er beim Nachtessen schon einschlief. Aber morgens fand er doch als erster auf. Niemand brauchte ihn zu wecken. Er mußte in der Zeit auch nicht in die Schule, es waren Heuerferien, und weilt ihnen das Wetter ein wenig wollte, sind sie auf dem Mättlehof fertig geworden, bis der Unterricht wieder angefangen hat.

Dann freilich spürte es der Peterle. Die vierzehn Tage harte Arbeit ging ihm nach. Das merkte der Lehrer in der Schule. In der ersten Stunde, wenn Rechnen getrieben wurde oder Geometrie, da ließ sich der Junge nichts anmerken, war bei der Sache und wollte sich von seinen Mitschülern nicht in den Schatten stellen lassen, nicht mal von Krämers Alfred, der im Feld oder im Hause fast gar nichts arbeiten durfte. Auch in der zweiten Stunde, in der Religion, Lesen und Geographie, gings noch, der kleine Romaner machte mit, und nur dem Auge des Lehrers entging es nicht, daß die Müdigkeit schon einsetzte. Wenn aber dann in der dritten Stunde, in der Sprachlehre vielleicht, Fragen gestellt wurden, die ein bißel Denken erforderten, da meldete sich der Peterle nicht mehr, er mußte zusehen, wie der Krämer-Alfred und andere ihn übertrumpften. Das blieb dem tapferen Kerlchen nicht gleichgültig, aber es war nicht zu ändern.

Der Peterle freute sich auf die Zeit, da der Vater heimkäme. Da ist's halt dann doch ein anderer Untrieb. Und vielleicht kann hernach die Mutter in ein Bad, daß es besser wird mit ihr. Der Doktor will das ja schon lange haben. Aber jetzt ist's nicht möglich. Die Bibiane schafft zwar und tut, was sie kann; aber so recht helle und umsichtig, wie es in einer Haushaltung und Hofwirtschaft nötig wäre, ist sie eigentlich ihr Lebtag nie gewesen. Und so muß die Mutter eben dableiben und zuwarten mit ihrem Leiden, bis andere Zeiten kommen.

Darauf hoffen sie, die zwei, Mutter und Sohn. Und die nächste Hoffnung ist: Sie werden den Vater doch auch heimlassen! Und beide sind guter Zubericht. Der Bürgermeister hat es durch den Polizeidiener sagen lassen, der eine Zustellung wegen Viehabgabe auf den Mättlehof tragen muß, daß die Sache gut stünd'. Er hat's vom Oberamtman selber erfahren, daß das Generalkommando die Reklamation als sehr dringend ins Feld geschickt habe. Jetzt wird das Regiment wohl nicht anders können, als den Landwehrmann Matthias Kommler freizugeben, wenn ein früheres Gesuch auch abgelehnt worden ist mit der Begründung: dienstlich unentbehrlich. Also. Diesmal wird's gelingen. Und wenn's nur Gottes Wille ist, daß der Vater heimkommt zur Roggenernte. Drunten im Rheintal schneiden sie schon, und wenn das Peter will, ist's bis in 10—12 Tagen auch da oben auf den Bergen so weit.

Samstag ist's. Der Lehrer sagt zu den Kindern: „Wenn's Wetter gut ist, dann habt ihr am Montag keine Schule. Wir fangen mit den drei Wochen Ernteferien an.“

Der Peterle macht sich schnell auf den Heimweg. Vielleicht kann man heute nachmittag noch den Pfeifer-Mäler schneiden. Aber merkwürdig! Sonst, wenn die Ferien begonnen haben, hat sich der Peterle jedesmal gefreut, warf die Mütze in die Luft und schrie den Schweizerbergen drüben einen Zaudzer zu. Heute vergaß er beides. Es war ihm auch gar nicht drum.

Wer geht da vornen, den Hut in den Kopf brügend, daß ihn der regenfeuchte Südwind, der pfeifend über die Höhe streicht, nicht fortbläunt? Ist's nicht der Herr Pfarrer? Er wird ins Nachbarndorf gehen oder gar hinunter an die Bahn. Nein, jetzt biegt er von der Straße ab in den Zufahrtsweg hinein, der nach dem Mättlehof führt. Der Bub erschrickt. Was will der Herr Pfarrer bei der Mutter? Die ist doch während der wenigen Stunden, die der Junge in der Schule gewesen ist, nicht ernstlich krank geworden?

Jetzt bleibt der Pfarrer stehen, als reue ihn der Weg. Und nun schaut er sich um, gewahrt

den Peterle, wartet auf diesen und winkt ihm, schneller herbeizukommen.

„Ich will's dem Bub da gleich sagen und kann ihn trösten, bis wir zu seiner Mutter kommen!“ Und dem Jungen fällt es auf, daß der Pfarrer anders ausschaut als sonst.

„Grüß dich Gott, Peterle! Jetzt hast aber Ferien, und da freust dich, gelt?“

„Schon. Aber nit mehr wie früher. 's ist halt Krieg, und da sind die Ferien nit so nett.“

„Hast recht, lieber Bub. Und wenn der Vater heimgelommen wäre zur Ernte, dann wäre es ja wohl besser gewesen. Aber er wird halt nicht mehr kommen!“

Der Peterle bleibt stehen. „Nit mehr? Wissen Sie das schon, Herr Pfarrer? Ist's schon gekommen vom Amt, daß sie ihn wieder nit heimlassen?“



Da nimmt der Geistliche des Zwölfjährigen Hand, als wäre es die eines Erwachsenen. „Peterle! Unser lieber Herrgott läßt ihn nicht mehr heim, deinen Vater!“

„Unser lieber Herrgott? Warum will er den Vater nit mehr heimlassen?“ Die Augen des kleinen Burschen werden weit, und wie aus feinen Wliden ein großes Fragezeichen schaut, dämmert in seiner Seele etwas Graues, Schreckhaftes, Unfassbares, und lähmend zieht's hinunter durch den Hals, in die Brust, bis ins Herz hinein!

„Fas dich, Peterle! Dein Vater ist gefallen. Vorhin habe ich das Telegramm bekommen.“

„Gefallen?“ Ein Schrei ist's, der durch Markt und Bein geht. Mit starren Augen sieht der Junge den Geistlichen an. Dann schlägt er die Hände vor das Gesicht, und ein heftiges Schluchzen erschüttert seinen Körper. „Gefallen! De-

er ist tot? Das ist wirklich wahr? Er kommt
mehr heim, und die Bärb und ich haben kei-
Bater mehr?"

Sei ruhig, Peterle! Es ist Gottes Wille
gesesen. Unser lieber Herrgott wird euch trö-
ten und dich und die Bärb und eure Mutter
nicht verlassen!"

„Ja, die Mutter! — Herr Pfarrer, Sie möch-
en g'wiß zur Mutter und es ihr sagen, daß der
Bater g'fallen ist? Herr Pfarrer, das ist der
Mutter ihr Tod! Jed's Bißle macht ihr so
schaden, daß sie als nit mehr schnaufen kann und
sich ihr ganz trümelig wird!"

„Ich weiß das, Bub, und doch muß mans her-
Mutter sagen. Schön eine Stunde her überlege
ich es mir, wie es der guten Frau beizubringen
ist, daß ihr die bittere Wahrheit nicht schadet.
Um ist es einmal so: euer guter Vater ist tot,
er kann nicht mehr zu euch zurückkehren, und ihr
müß euch in Gottes Namen allein auf der Welt
durchfinden!"

„O guter Gott, o guter Gott! Aber sagen
sie es der Mutter nit, heut nit, Herr Pfarrer.
Sie ist heut früh sowieso schon traurig g'wesen
und hat den Kopf in die Sand g'läßt. O ich
hinn! es ihr nit sagen, das Schreckliche. Und
wenn sie uns auch noch sterben tät?"

„Je nun, Peterle, so was darfst nicht denken.
eine Mutter ist ja noch ordentlich jung und ist
me vernünftige Frau, sie wird sich in das Un-
erreichliche darschneiden können!"

„Und ich bitt', Herr Pfarrer, sagen Sie es ihr
ent nit. Ich will mich zusammenehmen und
ie Mutter gar nichts merken lassen, daß ich so
das Schlimmes weiß!"

„So komm', Bub! Geh mit mir ins Pfarr-
aus, wir wollen uns beide zurechtdenken, wie
tan es deiner Mutter zu wissen tun kann, ohne
aß es ihr schadet!"

Still weinend ging der Junge mit. Der
Geistliche schlug einen Weg ein, auf dem sie das
Pfarrhaus erreichten, ohne jemand zu begegnen.
Es war für den Peterle ein weher Gang. Aber
er hielt seinen Schmerz an sich. Nur einmal
agte er halblaut: „Ist's auch wirklich wahr,
herr Pfarrer? Der Vater ist tot, und eine
Kugel hat ihn getroffen?" Und aus seinen
Augen kam ein Blick, als glaube er die Nachricht
noch nicht recht. Wie aber der Geistliche stumm
achte, da senkte der Bub den Kopf. Und nach
iner Weile meinte er kummervoll: „Ja, wie
tachen wir's denn jetzt, wenn der Vater nit
ache heimkommt? Wenn der Krieg rum ist,
lebt der Wassili nach Rußland. Und der Bertl
wird sich ins Stöckletal nüber verheiraten. Wer
kafft uns hernach? Ich kanns doch nit allein
tachen?" Da warf er einen Blick hinüber an
en südwestlichen Horizont. Dort hatten sich

graue Wetterwolken zusammengeballt, und drü-
ben auf der Straße trieb der Wind den Staub
in dichten Schwaden vor sich her.

„Ich mein', man kann den Pfeifer-Alder heut
doch nit mehr schneiden!" dachte er fürsorglich.

Am andern Nachmittag nach der Besper-
gingen etliche aus der Verwandtschaft und son-
stige Bekannte nach dem Mättlehof, um der
armen Marianne ihre Teilnahme zu bezeugen
und ihr Trost zuzusprechen; denn nach der Pre-
digt hatte der Pfarrer seiner Gemeinde die amt-
liche Mitteilung gemacht, daß der Matthias
Kommler den Heldentod gestorben sei. Gerüch-
weise war die Nachricht schon am Samstag da
und dort durchgesickert, allein Bestimmtes konnte
niemand erfahren, und die Bestätigung im
Mättlehof zu holen, hätte sich natürlich kein
Mensch getraut.

Aber all die Besucher kommen nicht ins Haus
hinein. Der Peterle hatte die Bärb vor die
Haustüre gesetzt und ihr anbefohlen: „Sagst
allen Leuten: der Herr Doktor leid 's nit und
auch der Herr Pfarrer will's nit haben, daß eins
zur Mutter ging!" Die Bärb hat das ausge-
richtet, und jedesmal setzte sie unter Tränen
hinzuz: „Ja, und die Mutter ist arg krank. Sie
liegt im Bett und rührt sich nit!"

Da lehrten die Besucher wieder um, ihr Herz
ward noch mehr erfüllt von Mitgefühl und
Trauer. So hat die Bärb bis zur sinkenden
Sonne ihres Hüteramtes gewaltet.

Die Läden am Kammerfenster waren geschlos-
sen. Auf einem Schemel zu Füßen des Bettes
saß der Peterle, den Kopf in seine Hände ge-
stüht. Er überlegte, wie es nun zu machen sei
auf dem Hof, jetzt, da der Vater nicht mehr heim-
kame. Und stille Tränen tropften auf den Boden.



Die Marianne lag regungslos, ihr Atem ging schwach. Der Doktor, der um die Mittagszeit heraufgekommen war, hatte ihr verboten, an das zu denken, was ihr noch immer unsäglich war, daß der Mathis nie und nimmer vor sie hintreten würde und sagen: „Jetzt bin ich wieder da!“

Doch auch ein krankes Herz kann stark sein, und das der Marianne war's. Nach drei Tagen konnte sie wieder aufstehen, und eine Woche später führte sie der Peterle mit seinem Bräun'l ins Dorf zur Kirche, wo eine feierliche Nachhaltung gehalten wurde für den auf dem Felde der Ehre draußengebliebenen Landwehrmann Mathias Kammeler.

Der Bürgermeister hatte auf dringendes Ansuchen für das ganze Dorf fünf Soldaten zur Ernte-Muthilfe erhalten; es war aber nicht ein einziger Landwirt darunter. Den am kräftigsten Anschauenden teilte er dem Mättlehof zu. Der Mann war aber ein thüringischer Hutmacher, und zur zugreifenden Feldarbeit fehlte ihm zudem noch mehr der gute Wille als zur Mithilfe am Mittagstisch, und so mußten der Peterle und der willige Russe nach wie vor über ihre Kräfte anpacken. Aber schließlich ward doch die Ernte eingebracht und mit Hilfe einer Maschinerie gedroschen, daß dem deutschen Volke in seiner Lebensmittelnöte wieder neue Nahrung zugeführt werden konnte. Der tapfere Junge aber machte sich harte Zeiten, und mehr als einmal sagte der Oberlehrer zu sich selber und zu anderen: „Wenn ich den Peterle ganz von Schulunterricht befreien könnte, ich würde es tun!“ Er hatte oft tiefes Mitleid mit dem Jungen, der sich rechte Mühe gab, auch im Unterricht seinen Mann zu stellen. Denn der war keiner von denen, welchen die Schule Nebensache ist, wenn sie ein wenig zur Heim- oder Feldarbeit herangezogen werden. Und wenn der Bub sah, daß ihn andere ausstechen konnten, so verdoppelte er seinen Eifer. Aber manchmal ging das Wollen doch über die vom Frühlingsfehen, dem tüchtigen Schaffen tagsüber und der viel zu kurzen Nachtruhe überanstrengten Kräfte. Dann konnte es sogar vorkommen, daß er in der letzten Unterrichtsstunde schwere Augenlider bekam, namentlich wenn seine Abtheilung schriftlich beschäftigt wurde. Der Lehrer übte Nachsicht und begnügte sich mit der Gewißheit, daß es dem Jungen selbst arg genug war, wenn ihm so was passierte.

Indes kamen auch bessere Zeiten. Je kürzer die Tage wurden und je mehr die brennende Lampe in der Stube zu Ehren kam, desto besser wurden die Schulleistungen des Peterle. Zur Winterzeit nahm ers in allen Fächern mit des

Krämers Alfred auf, und man konnte Cat kleinen Burschen ansehen, wie ihm sein it Genugthuung bereitete.

Der Mutter gings in den Winterm ganz ordentlich. Die Herzschwächenzustellten sich seltener ein, dazu weniger heftig, je mehr sie sich mit ihrem Leid und der unänderlichen Tatsache des Gattenverlustes rechtgefunden, desto mehr kräftigte sich ihre Gesundheit.

So kam das Frühjahr 1917. Da trat im Dor ein Ereignis ein, das allgemein unangenehm wirkte. Es waren nämlich bei den verschiedenen Bauern des Ortes etwa 20 russische Kriegsgefangene untergebracht, die die Leute meist gut gebrauchen konnten. Als aber der Inflationssturm über das weite russische Reich brauste und sie zu Petersburg Väterchen des Baren abgesetzt hatten, da regte sich in den Kriegsgefangenen ebenfalls der Freiheitsgott einige von ihnen verabredeten, daß sie nicht mehr abwarten wollten, bis der Krieg zu Ende ginge, sondern fliehen und versuchen würden auf irgend einem Weg in ihr Heimatland zu kommen. Bei schönem Wetter konnte man prächtig hinderschauen nach der freien Schwärze wo kein Krieg war, wo man den Leuten kein Zeugstreifen an die Hosen nähte und keine Nummern auf den Kittel malte. Zwischen diesem lobten Lande und hier floß ja freilich der Rhein aber in Russland hat es auch breite und tiefe Flüsse, und das Wasser hat man dort nicht fließen gelernt. Zwar wollten nicht alle mitkommen hier weiß man, was man hat, was drüben kommt, ist ungewiß. Auch ist der Weg nach Veresina oder dem Bug sehr weit. Und zudem die deutschen Wachtposten haben auch Munition und ist man bisher heil weggekommen, was doch dünnt, wenn man jetzt noch von hinter ein Kuglein bekäme.

Aber dennoch. Eines Morgens waren fünf Russen verschwunden, und zwei weitere drückten sich noch im Laufe des Tages von der Muth weg. Die zwei hat man nach etlichen Tagen an der Grenze des Kantons Schaffhausen wieder ergriffen, von den andern fünf war nirgends mehr eine Spur zu entdecken, und ihr Verbleib feierte die Kameraden rings in der Runde so daß täglich zahlreiche Gefangenen-Entlassungen gemeldet werden mußten.

Der Wassili war geblieben. Wozu fliehen? Er mußte freilich arbeiten, hatte aber sein ganzes Kameradschaftlichem Fuße. Der Russe hatte die Stärke des Jungen und gehorchte ihm wie einem Allen; die zwei konnten sich auch gut verhalten.

Der Bassili mit den landläufigsten deut-
 schen Ausdrücken, der Peterle mit ein paar
 russischen.
 Das dicke Ende kam aber bald nach. Die In-
 stitution der Kriegsgefangenen-Lager XIV. Ar-
 meekorps verfügte die sofortige Wegnahme der
 russischen Kommandos aus all den Ort-
 schaften, in denen größere Entweichungen statt-
 gefunden hatten; andere Gefangene sollten nicht
 erstellt werden.



Da mußte der Bassili Abschied nehmen vom
 Mätelhof und dem Peterle. Es tat ihm das
 bitter weh. Der fünfundsiebzigjährige Mann
 weinte bei der Trennung wie ein kleines Kind.
 Auch dem kleinen Rommler ging der Abschied
 nahe. Aber er war auch noch aus einem anderen
 Grunde niedergeschlagen und dachte, wie es nun
 weiter gehen werde? Wer sollte jetzt die Arbeit
 schaffen, wenn der Bassili nicht mehr da wäre
 und Ersatz nicht zugewiesen werden sollte? Er
 und die Bibiane konnten es doch nicht machen,
 obwohl die Mutter jetzt in der Haushaltung or-
 dentlich mithalf und die Magd dadurch etwas
 mehr außerhalb der Küche schaffen konnte.
 Zwar war der Bürgermeister alsbald nach Ve-
 lamt werden der Verfügung in die Amtsstadt
 gereist, um dort durch den Oberamtmann ein
 telegraphisches Bittgesuch zu erwirken, daß dieser
 Befehl zurückgenommen werde oder wenigstens
 daß man auf dem schnellsten Wege Ersatz sende.
 Es erfolgte gar nichts, die Wachmannschaften
 mußten ihren Befehl ausführen und die Russen
 hinunter nach Nastatt ins Sammelager trans-
 portieren.

Da stand man in manchen Häusern ratlos.
 Die eigenen Leute lagen an der Somme oder

im Argonnenwald und büßten alle sieben ode-
 acht Monate auf zehn Tage in Urlaub kommen,
 die fremden Hilfskräfte, die sich etwas ein-
 gearbeitet hatten, nahm man weg. Wer sollte
 da helfen pflügen und eggen und säen und
 setzen, wenn jetzt nächstens die Feldbestellung
 beginnen müßte?

Das Generalkommando schickte deutsche Sol-
 daten, Angehörige einer Genesungskompagnie,
 mit denen die Bauern nicht besonders zufrieden
 waren. Die Leute hatten draußen im Schützen-
 grabenkrieg das Arbeiten verlernt, außerdem
 wurden sie alle zehn Tage abgelöst, und hatte
 sich daher einer ein wenig in die Verhältnisse
 eingeschafft, so mußte er wieder gehen und
 einem anderen Platz machen.

Endlich hieß es, es käme wieder ein Gefange-
 nenkommando ins Ort; diesmal seien es aber
 Italiener. Die Marianne erhielt natürlich da-
 von einen Gefangenen zugewiesen. Der aber
 schien als Lazzarone aufgewachsen zu sein; denn
 er arbeitete gar nichts. Schon nach zehn Tagen
 mußte man ihn ablösen und ins Lager zurück-
 schicken. Sein Ersahmann war ein kleiner,
 breitschultriger Bursche mit stehenden Augen
 im Kopfe. Der konnte arbeiten, wenn er wollte.
 Er wurde aber gleich so aufgereg, und wegen
 jeder Kleinigkeit konnte dieser Mensch so fuchs-
 teufelswild werden, daß er alles von sich warf
 und viertelstundenlang in der greulichsten Art
 fluchte.

Der Peterle hatte da schwere Tage. Der
 Italiener wollte ihn kommandieren, und das
 ließ sich der kleine Bursche rundweg nicht ge-
 fallen. Da gabs jeden Tag Streitigkeiten, und
 wenn auch keiner den andern verstand, sie bell-
 ten doch aufeinander los wie zwei Hunde, und
 der Italiener ließ seine Augen rollen, daß es
 fürchterlich anzusehen war. Der Peterle hatte
 jedoch keine Angst vor dem Pietro, und wenn
 seine Schwarzwälder Zunge dem florentinischen
 Bortschwall auch nicht gewachsen war, er
 schaute dem Italiener mit seinen blauen, treuen
 Augen furchtlos in das vor Erregung verzerrte
 Gesicht. „Hier bin ich Herr, nicht du!“ war
 allemal sein Trumps, „und wenn ich auch erst
 dreizehn Jahr' alt bin!“

Wenn der Peterle dann abends in der Stube
 bei der Mutter saß, klagte er dieser seinen
 Ärger mit dem Pietro. „Wenn ich recht hab',
 kann ich's doch nit machen, wie e'r's haben
 will. Er ist doch nit der Herr da. Und grad,
 weiß ein Italiener ist! Weißt, Mutter, die
 mag ich sowieso nit leiden; weil sie uns die
 Treu gebrochen haben. Schon, der einzelne
 Mann kann nit dafür, wenn seine Regierung
 Fehler macht, aber seither will ich von den
 Italienern nit wissen!“

„Ja, mußt hat doch schäuen, Peterle, daß mit dem Pietro auskommst. Siehst, der schafft doch wenigstens, sagt ja selber. Stellen wir den Antrag, daß ein anderer auf den Mättlehof kommandiert wird, so kriegt leicht wieder einen, der gar nix tun mag. Weißt ja, wie die Leut' klagen über die neuen Gefangenen und keiner recht z'frieden ist!“

„Dast ja recht, Mutter, ich weiß es schon, wie's ist, aber mit dem Pietro komm' ich halt doch nit z'Streich, wenn ich mir auch recht Müß' geb, darfst es glauben!“

Der Italiener hatte Tage, wo er einfach nur das schaffte, was ihm behagte. Das ärgerte natürlich den Peterle gewaltig. Der Junge mußte dann eben noch härter in die Speichen greifen, wenn er eine Arbeit gemacht haben wollte oder wenn sie gemacht werden mußte. Der kleine Bursche ist da körperlich sehr heruntergekommen. Die Mutter sah es mit Sorge. Sie sann oft lange in schlaflosen Stunden, was sie tun solle. Der Gatte war tot, der Peterle noch klein, sie selbst leidend; wenn sie keine tüchtige, männliche Hilfe bekam, war es ihr unmöglich, den Hof fortzuführen. Und da blieb nur ein Weg: verkaufen. Denn an eine Wiederverheiratung konnte und wollte sie bei ihrem geschwächten Gesundheitszustande nicht denken.

Die neuen Gefangenen wurden erheblich strenger bewacht als vorher die Russen. Sie schliefen alle im Rathaus, mußten von dem diensttunenden Wachmann morgens zur Arbeit gebracht und abends in den Bauernhäusern wieder abgeholt werden. Weil aber einzelne Gehöfte ziemlich ablagen, war das Verbringen und Holen eine nicht immer leichte Sache. Der Kommandoführer hat darum, die Leute der abliegenden Bauernhöfe möchten ihre Gefangenen am Abend selbst bringen. Wenn nun der Peterle nach des Tages Last und Mühe so abgeschafft war, daß er kaum noch gehen konnte, mußte er mit dem Pietro noch den Weg zum Dorfe machen.

So war das Spätjahr 1917 herangekommen. Bei der Herbstbestellung der Felder hat der eigensinnige Italiener allerhand Sachen gemacht, die nicht recht waren und daher Arbeits- und Zeitverlust nach sich zogen. Da sind der Peterle und der Gefangene manchmal wieder hart aneinander geraten. Wenn das im Hause selbst geschah, hätte der Junge oft gern die Mutter geholt, damit sie den Italiener zurechtweise, in der Hoffnung, er werde vor der Frau so viel Respekt haben, daß er sein Benehmen ändere. Der Peterle tat es aber nie, in Rücksicht auf die Mutter. Er wußte, sie würde sich erregen dabei, das könnte ihr Leiden verschlim-

mern und sie wieder in den Zustand des Vorjahres zurückwerfen.

Es war an einem trübten Oktobertag. Man hatte den Pfeifer-Äcker, ein etwa anderthalb Zuchert großes Feldstück mit Roggen eingesät. Der Peterle rannte heim und hieß den Italiener mit dem Bräun'l nachkommen. Es dunkelte schon stark, und zudem drohte am schwarzen Himmel ein Regen. Der Junge war im Hof, als der Pietro einfuhr. Dabei wollte dieser Fahrkunststückchen machen. Das müde gearbeitete Pferd ging darauf nicht ein, und nun drangsalirte und quälte der Italiener den Gaul mit Peitsche und Zügel in bestialischer Weise. Übrigens war die Tierquälerei eine Hauptliebhaberei des Gefangenen; er hatte es auch mit den Dajsen schon öfters ähnlich getrieben, und schon einigemal war es dieserhalb zu Krach gekommen. Jetzt ließ er also seinen Born an dem Pferd aus, und da das Bräun'l dem Peterle von jeher ans Herz gewachsen war, wurde der Unmut des kleinen Burschen umso größer. Den Streit hörte die Mutter, die gerade das Nachessen austrug, und kam herauf. Sie sagte nun selber, sie wollte den Kommandoführer bitten, daß er ihr statt des Pietro einen anderen Mann schicke. Dies hatte der Italiener wohl verstanden, und seine Wut wurde so groß, daß er bei Tisch fast keinen Bissen aß.

Dann ging der Peterle mit ihm fort nach dem Dorfe. Die Nacht war stockdunkel geworden, dann und wann fielen einzelne Tropfen hernieder; doch kam noch nicht zu einem richtigen Regen.

Die zwei redeten nichts miteinander. Der Italiener vernied es sogar, zu fluchen, was er sonst immer nach heftigen Austritten sehr gern und ausgiebig tat.

Als sie am Buchhäusle, einem kleinen Bauerngehöft, vorbei waren, hörte der Peterle auf einmal, daß der Italiener sich in raschen Sprüngen von ihm entfernte und dann in der Nacht verschwunden war. Er mußte sich hinter die Gebäude des Gehöfts geschlagen haben, und nun wußte der Junge nicht, welche Richtung der Italiener genommen hatte. „Pietro, Pietro!“ Nichts regte sich, als im Buchhäusle riß der Bauer das Fenster auf und rief: „Was ist los? Wer hat da gerufen?“

Dem Peterle war sofort klar, daß der Gefangene verdunstet wolle. Da lief er schnellstens nach dem Dorfe ins Wachlotal; er hoffte ja noch im stillen, der Italiener hätte ihn vielleicht nur erschrecken wollen und komme noch nach. Indes, er wartete eine Viertelstunde, eine halbe, Pietro kam nicht. Der Junge ging nun wieder heim. Der Wachhabende zerbrach sich den Kopf, was nun zu machen sei bei dieser

schrecklichen Dunkelheit draußen, und der Land-
saurmann, der den Gefangenen eigentlich
hätte holen sollen, graulte sich im grauen Haar.
Das gab wohl ein paar Tage Arrest.

Wie der Peterle am Buchhäusle vorbei war,
sah er vor sich einen hellen Schein. Man
konnte sonst auch bei Tage den in der Wunde
liegenden Mättlehof von hier noch nicht sehen.
Aber ein Brandgeruch kam ihm in die Nase,
und er beflügelte seine Schritte.

Da, jetzt sah er, — aus dem Mättlehof schlug
eine Flamme empor.

„Du Malesiz-Lump, du italienischer!“ schrie
der Junge auf, und während er der Unglücks-
stätte entgegenrannte, feuerte seine Seele:
„Jesus, meine Mutter! Das könnt' ihr Tod
sein!“

Aber mitten im Laufen hielt er inne. „Was
nützt es, wenn du allein daheim bist. Das Feuer
kannst allein doch nit löschen. Mußt gleich um
Hilf umschauen, und das kann der Buchhäusle-
bur b'orgen. So wendete er also gleich, war
in einer Minute beim Buchhäusle, trommelte
an die Scheiben und rief: „Macht auf! Ich
b'ins, der Peterle. Bei uns auf dem Mättlehof
brennt's. Ich mein', 's ist die groß' Scheuer.
Seid so gut und geh' ems ins Dorf, daß sie
kommen mit der Feuerspritze!“

Die Buchhäusleleute sprangen vom Tisch auf,
um den sie beim traulichen Lampenschein ge-
fessen. Wieder hatte der Bauer das Fenster
aufgerissen. „Peterle, was dat nit sagst! Uns
Gottes Willen!“ Und in die Stube hinein be-
fahl er: „Jakob, gehst gleich ins Dorf, machst
Lärm, ruffst Heurio und gehst zum Bürger-
meister. Wer flugs! Peterle, wir andern
kommen gleich mit. Wie ist's denn angangen,
's Feuer?“

„Weiß nit. Aber ich mein' halt, der Italiener
hab's anzunden!“

Der Junge war schon wieder in der Dunkel-
heit verschwunden, als er dies zurückrief.

Daheim war's merkwürdig still. In der
Stube saß die Bärb und weinte. Die Bibiane
hatte sie in ihrer Ratlosigkeit geheißt, nach
dem Dorf zu gehen, den Peterle zu suchen, der,
weiß warum, so lange ausblieb, und Hilfe zu
holen. Und die Bärb fürchtete sich doch. Nicht
nur der finsternen Nacht wegen, aber dahinten
die brennende Scheuer und drinnen in der
Kammer die in Ohnmacht liegende Mutter, um
die sich die Bibiane bemühte!

Als der Peterle mit fliegenden Worten das
Schwesterlein befragte, kam die Magd in die
Stube und zog die Kammertüre hinter sich zu.
„Hi, Peterle! Geh' nit zur Mutter. Kannst
He jetzt doch nicht helfen. Geh' raus und laß
das Vieh aus dem Stall. Es tobt schon!“

Wie dann nach drei, vier Minuten der Buch-
häuslebur mit zwei erwachsenen Töchtern an-
kam, hatte der Peterle schon das Vieh aus dem
Stalle gelassen. Er hatte die Ochsen an einem
Baum auf der Wiese hinter dem Wohnhause
anbinden wollen, aber das war nicht möglich
gewesen, wütend rissen sich die Tiere von ihm
los und stürzten davon in die Nacht hinein.
Auch das Bräu'n'l zerrte an seinem Halfter
und stieg angstvoll empor. Erst als sein ge-
treuer Pfleger kam und den Strick löste, be-
ruhigte sich das Tier, machte auch draußen beim
Anblick des Feuers keine Schwierigkeiten, son-
dern trabte, freigelassen, auf einem vom Feuer-
schein nicht so grell getroffenen, stillen Platz.



Es galt nun, die im Tenmenraum befind-
lichen Wagen und landwirtschaftlichen Maschi-
nen herauszuschaffen. Die Heu- und Stroh-
vorräte im oberen Stock brannten lichterloh;
da war nichts mehr zu retten. Der Peterle
und seine drei Helfer mühten sich drum, trotz
der dicht niederfallenden Funken, die Geräte in
Sicherheit zu bringen. Es waren freilich nur
wenige Hände.

Da, auf einmal fiel durch die Bodenlücke ein
Biegel herab, hochlant, dem Peterle auf den
barhäuptigen Kopf; lautlos knickte der Junge
zusammen.

Jetzt kamen die ersten, die schnellfüßigsten
Leute vom Dorfe, die des Buchhäusle-Jakob
Feuer-Marm gerufen; und jetzt ertönten im
Ort auch die Sturmglocken, weitere Hilfe hin-
anzufenden an die Feuerstätte. Bevor aber
die Feuerspritze in Tätigkeit treten konnte,
öffnete der Himmel seine lange verhaltenen
Schleusen, und der starke Regen hatte in kurzer
Zeit die Flammen gelöscht. Doch war der Dach-

stühl verkohlt, das noch nicht verbrannte Futter unbrauchbar geworden, bei der herrschenden Futternot eine schlimme Sache.

Den Italiener hat am nächsten Morgen in aller Frühe ganz nahe am Rhein ein deutscher Grenzposten angerufen und, weil der Flüchtling nicht stand, auf ihn geschossen. Pietro war augenblicklich tot. Ob er die Feuersbrunst gelegt, hat also kein Mensch erfahren, doch zweifelte niemand daran. Auch die eingeleitete Untersuchung kam zu keinem andern Ergebnis.

Den Peterle haben sie gleich in die Stube getragen. Er gab Lebenszeichen von sich. Aber der noch in der Nacht herbeigerufene Arzt schüttelte den Kopf. „Ich kann da nichts machen. Die Schädeldecke ist zertrümmert, und es läßt sich nicht sagen, ob noch Hilfe möglich ist. Der Junge muß nach Freiburg in die Klinik gebracht werden, und zwar mit dem ersten Zug.“

Drinnen in der Kammer lag die Mariann'. Sie durfte von dem Unglücksfall ihres Kindes nichts erfahren. Der Anblick der aus dem Scheinendach schlagenden Flammen hat ihr ohnehin so stark zugeföhrt, daß der Doktor auch für ihr Leben fürchtete. Aber ihr Zustand besserte sich wieder, und nach und nach konnte man der armen Frau das Geschehnis mit dem Peterle beibringen, um so leichter, als die Leute, die den Transport des Vermissten nach Freiburg übernommen hatten, die Kunde brachten der Professor hoffe den Jungen durchzubringen.

Es war fünf Wochen später, als die Marianne Kommler in Begleitung einer Verwandten die Reise unternommen hatte, um ihr Kind zu besuchen. Es ging ihm ganz ordentlich, nur meinte der Arzt, daß noch Monate vergehen würden, bis alles wieder in Ordnung sei.

Jetzt lag der Peterle, noch tüchtig verbunden, in einem Krankenzuhl. Seine lieben Augen leuchteten, da er die Mutter wieder sah.

„Jetzt darfst aber nit mehr so schaffen, Peterle, und sollst es besser haben, wenn du wieder bei mir bist. Ich hab' jetzt Gelegenheit, unsern Hof zu verkaufen!“

Da ging eine jähe Blässe über des Jungen Gesicht. „Verkaufen? Verkaufen! Mutter, unsere Heimat willst verkaufen?“ stammelte er.

„Ja, weißt, umtreiben kann ich den Hof doch nit mehr; so lang Krieg ist, bekommt man ja keine rechten Leute', jetzt muß ein neues Dach auf die Scheuer, das kann ich als leidende Frau auch nit unternehmen, und ich denk', ich w' zu jegiger Zeit ein gut's Geld für Haus und Felder!“

Die Augen des Peterle füllten sich mit Tränen. „Was nützt dir das Geld, Mutter? Was nützt mir das Geld, wenn wir nit mehr da daheim sind, wo der Vater und der Großvater und der Urgroßvater daheim g'wesen sind?“

„Weißt nit mehr, wie der Vater immer erzählt hat, daß seine Vorfahren ein klein's Bauerngüttele beisammen g'habt haben und wie durch Schaffen und Haushalten von ein paar Generationen der schön' Mättlehof g'worden ist? Schau, Mutter, tu das nit, verkauf nit und nim' mir nit d'Heimat für jetzt und später, wenn ich selber einmal Mättlebur sein möcht!“

„Ja, was soll ich aber machen? Der Hof muß umtrieben werden, mit wem soll ich's schaffen?“

„Siehst, darüber hab' ich selber schon nachdenkt die Tag' her. Jetzt ist Winter, da find' schon wer, der dir's Vieh und das Roß füttert und bis im Frühjahr die Arbeit wieder angeht, bin ich daheim und kann wieder schaffen, und ich tu's dann noch lieber als vorher, weil ich weiß, daß wir auf unserem Heimhof bleiben dürft und ich einmal der Mättlebur werden kann!“

Die Marianne seufzte. Manche Leute redeten ihr zu, den Hof abzugeben. Sie hatte ihr Ansehen schuldensfrei. Mit dem Erlös hätte sie sich und ihre Kinder zu leben. Da konnte der Peterle mit seinem hellen Kopf was lernen und ein Kaufmann werden. Als sie aber davon zu ihrem Vaten sprach, rief dieser aus: „Ein Kaufmann? Des Krämers Alfred laß ein Kaufmann werden. Ich will ein Bur sein, wie mein Vater auch einer g'wesen ist!“

Und er ließ nicht nach. Die Mutter mußte ihm versprechen, den Verkauf nicht abzuschließen.

„Wenn ich heimkomm', werd ich's schon wieder machen, Mutter!“

Mit zweifelndem Herzen ging sie heim. Als sie dann ihren Bekannten davon erzählte und dem und jenem Rat suchte, mußten die verdächtig Leute dem Peterle doch recht geben. „Versuch's halt nochmal“, sagten sie, „tät'st später am End' doch Vorwitz' machen, wenn du Bur rindweg ein Bur werden willst und müßt sich später wo anders anlaufen!“

Und der Oberlehrer sagte gelegentlich in der Schule: „Kinder, nehmt euch an eurem Muttler schüller, dem Peterle, ein Beispiel. Der weiß, daß der Boden und seine Bearbeitung Mühe und Arbeit verursachen. Aber trotzdem händer zähe und fest an der heimatlichen Scholle und möchte sie nicht verlieren. Gerade jetzt, wo jedermann es erkannt hat, daß der deutsche Boden und seine Kraft unseres Volkes Grundstock und Halt sind, ohne die es schon lange zusammengebrochen wäre, ist es doppelt wertvoll, ein eigenes Bauerngut zu besitzen. Beachtet auch ihr das gleich dem Peterle: Ein eigenes Heimwesen heute nicht mit Gold aufzuwiegen, und müßt auch fernerhin die Stürme des Krieges und immer die treueste und stärkste Stütze des Staates sein!“